Was am Ende wirklich zählt

Tod und Sterben während der Corona-Pandemie: Die *NW* hat mit Mitarbeiter des Hospizvereins Bethel über Ängste, Hoffnungen und vermeidbare Fehler in einer besonderen Zeit gesprochen.

Ivonne Michel

Einfach da sein, nah sein, stundenlang am Bett sitzen und die Hand halten, wenn das Leben zu Ende geht. Vieles war im ersten Lockdown im Krankenhaus nicht möglich. Foto: dpa

■ **Bielefeld**. Alles, bloß jetzt nicht ins Krankenhaus: Das habe sich die todkranke, mittlerweile verstorbene junge Frau inständig gewünscht. „Wir haben dann einen Weg gefunden, sie im Hospiz weiter zu betreuen", sagt Holger Diekmann. Der 57-jährige gelernte Krankenpfleger arbeitet als Klinik-Ethiker und Koordinator für die Arbeit der Ehrenamtlichen des Hospizvereins Bethel. Die Menschen so lange wie möglich auf ihrem letzten Weg zu begleiten, sie im Sterbeprozess nicht allein zu lassen, im Krankenhaus, im Hospiz, im Pflegeheim oder zuhause, ist die Mission des Vereins. Vor allem im ersten Lockdown sei das eine besondere Herausforderung gewesen. „Da sind Menschen wirklich mutterseelenallein gestorben", berichtet Vorstandsmitglied Thomas Buch.

„Viele haben keine Angst vorm Sterben, aber vor dem Wie", ergänzt Kollegin Jacqueline Mugaragu-Lamprecht. Möglicherweise im Krankenhaus aufgrund der Bestimmungen seine Angehörigen nicht mehr alle sehen zu können, in den letzten Tagen allein zu sein, sei die größte Befürchtung. „Aus den Fehlern des ersten Lockdowns haben alle gelernt", sagt Mugaragu-Lamprecht, die jetzt gerade acht neue ehrenamtliche Sterbebegleiter mit ausgebildet hat. Sean Alexander ist einer von ihnen, und mit 22 Jahren der jüngste.

Er hat nach dem Abitur seinen Bundesfreiwilligendienst auf der Palliativstation im Johanniskrankenhaus geleistet – und da Prägendes erlebt, wie er sagt. Obwohl viel zu tun und es zeitweise auch anstrengend war, habe ihm die Arbeit so gut gefallen, dass er das geplante Studium zum Finanzwirt aufgab und jetzt eine Ausbildung zum Gesundheits- und Krankenpfleger macht. „Aber das Schlimmste war, dass Patienten reihenweise unbesucht blieben", sagt er. Allein zu sterben, das wäre auch für ihn der absolute Albtraum. Das habe ihn nicht losgelassen. „Für diese Menschen will ich einfach da sein", sagt er.

Einfach da sein, nah sein, stundenlang am Bett sitzen und einfach nur die Hand halten: Vieles war vor allem im ersten Lockdown nicht möglich. Im Krankenhaus sei die Situation in der Pandemie noch einmal besonders gewesen, berichtet Diekmann. „Hier herrscht ein anderer Takt, ein anderes Selbstverständnis als im Pflegeheim oder zuhause", sagt er. Und es werde viel gestorben, nicht nur an oder mit Corona.

Das Besuchsverbot war fürchterlich, auch für die Angehörigen

Das Besuchsverbot sei auch für die Angehörigen ganz fürchterlich gewesen. Ehrenamtliche Hospizmitarbeiter hätten in dieser Zeit dann beispielsweise in Abstimmung mit der Oberärztin täglich die Angehörigen der Corona-Intensivpatienten angerufen und sie tagesaktuell über Details wie Sauerstoffwerte oder Liegeposition informiert. „Auch wenn die Begleitung im Krankenhaus nur sehr kurz ist, ist sie sehr wichtig", berichtet Diekmann. Zudem stehe das Personal unter einem hohen Druck und sei – ebenso wie viele Angehörige – froh über jede Stunde, die die Ehrenamtlichen mit entlasteten.

Die psychosoziale Belastung habe in der Pandemie stark zugenommen, ergänzt Mugaragu-Lamprecht. Da hätten die Ehrenamtlichen durch Telefonate, WhatsApp-Kontakte oder auch kleine, aufmunternde Gesten, wie einen Kuchen vor die Tür zu stellen, versucht, Kontakt zu halten und so zu helfen, die Angst bei den betroffenen Familien zu reduzieren, und trotz allem Zuversicht zu vermitteln. Was, wenn ich qualvoll sterbe, und keiner bekommt es mit? Wie geht es weiter, wenn ich nicht mehr da bin? Wann ist es vorbei mit der Krise?

Diese Fragen hätten Sterbende beschäftigt. Verlust, eigene Erfahrungen mit dem Tod, Umgang mit Atemnot, Ethik oder Patientenverfügung: Rund 120 Stunden umfasst die Ausbildung zum ehrenamtlichen Sterbebegleiter, die Sean Alexander beim Hospizverein absolviert hat. „Coronabedingt mussten Teile immer wieder verschoben werden", berichtet Koordinatorin Sabrina Andres.

Menschen am Ende nicht allein zu lassen, war in der Pandemie nicht einfach, berichten Jacqueline Mugaragu-Lamprecht, Sean Alexander und Sabrina Andres (v.l.) vom Hospizverein Bethel. Foto: Oliver Krato

Nicht für alle Themen seien Zoomtreffen geeignet. Aber jetzt haben es Alexander und seine Mitstreiter geschafft. In Kürze stehen die ersten Begleitungen, zunächst als Praktikum im Team mit erfahrenen Ehrenamtlichen, an. Lebenserfahrung, ein besonderer Sinn oder besondere Erkenntnisse: „Ich habe da keine Erwartungen, will einfach nur da sein", sagt der 22-Jährige.

Aber eines habe die Beschäftigung mit Tod und Sterben schon mit sich gebracht: „Ich bin wesentlich entspannter geworden und lasse mich nicht mehr so leicht stressen wie früher."

Infos zum Hospizverein Bethel unter ***www.hospiz-ev-bethel.de.***